Blick in den Maschinenraum*

Anja Jardine

Als ich klein war, wenn mein Fahrrad kaputtging oder ich wollte, dass mein Vater den Setzkasten an die Wand montierte, sagte er immer: »Ich zeig dir, wie es geht, dann kannst du es das nächste Mal allein.« Manchmal hätte ich mir gewünscht, er würde diese Dinge stillschweigend allein erledigen, so wie die Väter meiner Freundinnen, zumal er alles mit einer Sorgfalt machte, die meine Geduld als Achtjährige strapazierte. Es wurden nicht einfach vier Nägel in die Wand gehauen, sondern es musste gebohrt werden, zur Sicherheit. Das bedeutete, die Wand mit einem Stromdetektor nach versteckten Leitungen untersuchen, mit Geodreieck und Wasserwaage vier Punkte eruieren, mit Bleistift markieren und nochmals überprüfen, Dübel und Schrauben auswählen und dann, als wir endlich bereit waren – er mit der Bohrmaschine, ich mit dem Staubsaugerrohr im Anschlag –, sagte er: »So! Das ist der Moment, wo der Frosch ins Wasser rennt.«

Als wir vor vier Jahren an seinem Sterbebett saßen und sich sein Atem am Morgen des vierten Tages plötzlich veränderte, unruhig wurde, wie gehetzt, flüsterte uns die Hospizleiterin zu, jetzt sei es wohl so weit. Da fiel mir ausgerechnet dieser Satz ein. Selbst jetzt noch, nach Tagen ohne Bewusstsein, war er es, der mich tröstete.

Diese letzten Tage mit ihm, das Sterben meines Vaters, gehören zum Kostbarsten in meinem Leben. Sie ragen aus allem heraus, wie sonst nur die Geburt meines Sohnes. Ereignisse wie Wegmarken. Es ist die Kombination aus Liebe und Schmerz, die in dieser Intensität wohl ihre Amplitude erreichte. Aber ich denke, es war noch etwas anderes. Ich hatte einen flüchtigen Blick in den Maschinenraum geworfen.

Nie zuvor hatte ich einen Artikel zwei Tage vor Deadline fertig. Auch diesmal wäre es eigentlich nicht nötig gewesen, denn der Geburtstermin war erst in zwei Tagen. Ich wunderte mich selbst. Am selben Abend, während der »Tagesschau«, platzte die Fruchtblase. Im Taxi scherzten wir, und bei der Aufnahme gab ich an, ich wolle weder Betäubungs- noch Schmerzmittel, alles Natur. Zu dem Zeitpunkt dachte ich noch, eine Wurzelbehandlung sei schmerzhaft.

* Der vorliegende Beitrag erschien erstmals in der Neuen Zürcher Zeitung vom 3. Oktober 2016. Die Herausgeber danken der Autorin bzw. der NZZ-Syndication für die freundliche Überlassung der Druckrechte.

So wie ich dachte, ich sei gar nicht imstande, aus vollem Halse zu schreien. Am frühen Morgen begann der Parforceritt. Oder wie eine Freundin es formuliert hatte: Du hörst die Engel im Himmel singen. Nach zehn oder zwölf Stunden hätte ich jede Droge genommen, die die Schulmedizin anzubieten hat.

Doch ich hatte grosses Glück, die Hebamme war streng, sagte: Wir brauchen den Schmerz für die Austreibungsphase. Dies Wort kannte ich nur in Zusammenhang mit dem Teufel, und phasenweise kam es mir vor, als hätte der seine Hand im Spiel. Partout keine Position mehr, die Linderung brachte. In immer kürzeren Abständen diese Zerreisssproben, unterbrochen von kurzen Phasen selig-dumpfer Ermattung. Ich registrierte, wie es hell wurde und wieder dunkel, wie der Frühdienst den Nachtdienst ablöste und der Spätdienst den Frühdienst, wie mein Mann beruhigend auf mich einsprach und wie er zwischendurch einmal hinausgeschickt wurde, weil er nicht gut aussah. Ich sah den Weihnachtsschmuck vor den Fenstern, diese schrecklichen Lichter-Pyramiden, symmetrisch angeordnet, meinte, den Duft von Mandarinen wahrzunehmen, und all das haute mich schier um vor Rührung. Dann wieder Slapstick: Wie sie mich zu dritt in eine grosse Wanne hieven und gleich wieder hinaus, weil mein monströser Bauch mich immer wieder auf die Seite kippen lässt wie einen Dampfer im flachen Wasser.

In den kurzen Ruhephasen seltsame Gedanken: Warum es so still sei in den Strassen, fragte ich mich. Wie viele Frauen gebären eigentlich stündlich in einer Stadt wie dieser? Und kam zu dem Schluss, dass Kreissäle schallisoliert sein müssen wie Proberäume für Rockbands. Auch die Frauen kamen mir in den Sinn, die reihenweise im Kindbett gestorben waren. Ich glaube, es gab sogar den Moment, in dem ich dachte, dann sei es so, Hauptsache, das höre jetzt hier bald auf. Ein Kind im Geburtskanal, das keinen Schritt vorwärts oder rückwärts macht, stellt einen auf die Probe. Zu dem Zeitpunkt hatte ich mit aller Wucht begriffen, was ich schon vorher zu wissen glaubte: Das Leben ist keine Selbstverständlichkeit. Eine physische Erkenntnis. Erst später kam mir der Verdacht, dass sie gesellschaftliche Relevanz haben könnte. Im Kollektiv erfahren. Vielleicht sollten wir nicht jeden Schmerz abzuschaffen versuchen.

Irgendwann wurde es am Fuss-Ende hektisch, Ärzte und Hebammen schienen zu streiten. Später erfuhr ich, dass unser beider Herztöne schwächer geworden waren und der Oberarzt der Hebamme noch zehn Minuten gab. Andernfalls werde er die Saugglocke ansetzen. Kaum war der Mann aus dem Raum, fingen sie an, mich anzufeuern, als sei ich Eddy Merckx auf der letzten Bergetappe. Mit

geballten Fäusten skandierten sie: Komm schon, komm schon. Los jetzt. Das schaffst du. Das schaffst du. – Ich dachte: »Was ist denn jetzt los? Ich bin doch nicht schwerhörig. Haben die völlig den Verstand verloren?« Es war so absurd, einfach urkomisch. Und so kam es, dass ich meinen Sohn nach 22 Stunden halb schreiend, halb lachend zur Welt brachte.

Die ersten Tage sind Festtage, chaotische Festtage; man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Selbst den Ungläubigsten unter jungen Eltern drängt sich angesichts dieser Miniaturausgabe, die da plötzlich neben einem auf dem Kopfkissen liegt, das Wort »Wunder« auf. Allein diese Nano-Zehen sorgen bei ausnahmslos jeder neuen Elterngeneration für Verblüffung. Das Unbegreiflichste jedoch ist das Mienenspiel im Schlaf: Schmatzen und Grunzen ergeben ja Sinn, aber warum legt es plötzlich besorgt die Stirn in Falten? Und lächelt schon im nächsten Augenblick glücklich? Dann eine Schnute des Unmuts. Wie Wolken ziehen die Stimmungslagen über das Antlitz und werfen eine grosse Frage auf: Was geht vor in diesem Köpfchen? Woher dieses vollständige Repertoire an Ausdruck, das hier einen Probelauf macht? Sie kommen einem seltsam wissend vor.

Radikal und absolut springt einen diese Liebe an. Von Tag eins an würde man sich, ohne zu zögern, vor dieses Kind werfen, wenn Gefahr drohte, umstandslos den linken Arm hergeben. Da ist jetzt jemand, der einem wahrhaftig wichtiger ist als man sich selbst. Aus freien Stücken rückt man ins zweite Glied.

Dennoch: Ich singe hier kein Hohelied auf die klassische Familie, geschweige denn auf Blutsbande. Bei uns zum Beispiel gibt es alles, was das Familienleben im 21. Jahrhundert an Brüchen und Neukonstellationen zu bieten hat. Auch wenn meine Eltern das klassische Modell überzeugend vorgelebt haben. Die Turbulenzen ihrer Töchter sahen sie manchmal mit Betrübnis, aber in der Regel gelassen. Nie werde ich den Ausdruck der Verwirrung auf dem Gesicht unseres Nachbarn vergessen, als mein Vater ihm am Gartenzaun erzählte, dass nun auch seine dritte Tochter und ihr Freund ein Kind erwarteten. – »Wie schön!«, rief der Nachbar. »Sind sie verheiratet?« Und mein Vater antwortete mit einer Lässigkeit, die auch mich beeindruckte: »Sie nicht. Er schon.« Der Lebenspartner meiner Schwester war damals noch nicht geschieden. – Verwandtschaft ist unbestritten ein zähes Band, aber sie ist kein Garant dafür, dass ein Mensch zwischen den Vorangehenden und den Nachfolgenden tatsächlich Geborgenheit findet. Nicht selten fügt sich ein neues Glied in die Kette, das sich als organischer erweist als das Original. Geburt

und Tod sind so etwas wie Auftakt und Schlussakkord, die uns aufhorchen lassen. Entscheidend aber ist, was dazwischen passiert.

Einige Monate bevor bei meinem Vater ein Hirntumor diagnostiziert wurde, sprachen wir über den Tod. Anlass war ein Interview, das ich mit dem Philosophen Wilhelm Schmid geführt hatte. Wir sollten uns gar nicht wünschen, dass der Tod seinen Schrecken verliere, hatte Schmid gesagt, er sei nun einmal eine Ungeheuerlichkeit. Eine, die auf eine andere Ungeheuerlichkeit hinweise: das Privileg zu leben. Meinem Vater hatte das gefallen.

Kein Kreis schliesst sich. Es hört einfach auf. Binnen Tagen konnte er, der Ingenieur, nicht mehr bis zehn zählen. Es folgten schlimme sechs Monate, die ihm fast nichts von sich liessen. Als der Anruf kam, dass der Sterbeprozess begonnen habe, sass ich am Schreibtisch. Es war das einzige Mal, dass ich einen Text nicht lieferte.

Bereits seit Tagen nahm er nichts mehr zu sich, trank nicht mehr. Seine Augen blickten ins Leere, er sagte nichts mehr und verstand wohl auch nichts mehr. Berührte man seine Hand oder sein Gesicht, war es, als schüttelte er die Berührung ab. Schwer auszuhalten bei einem, den man immer berühren durfte. Vor allem für meine Mutter.

Im Zimmer lag eine Broschüre, in der stand, was uns erwartete. Dass die Extremitäten ihre Farbe ändern würden, hin zum Lila-Bläulichen, dass der Blutkreislauf die Grundversorgung immer weiter einschränken, zuletzt nur noch die inneren Organe versorgen werde. Dass nicht vorhersehbar sei, wie lange es dauere.

Wir waren immer um ihn, bis die Hospizleiterin sagte, wir sollten ihn auch einmal allein lassen. Für manche Menschen sterbe es sich leichter allein. Wir zwangen uns zu kurzen Abwesenheiten. Und gingen schnell wieder hinein. Wir befeuchteten seine Lippen mit einem Wattestäbchen. Sein Enkel, mein Sohn, damals fast fünfzehn, wahrte anfangs anderthalb Meter Abstand zum Bett. Der, der da lag im blauen Jogginganzug, hatte ihn vom Tag seiner Pensionierung an vom Kindergarten abgeholt. Hatte ihm beigebracht, eine Säge zu handhaben, als er grad einmal laufen konnte, hatte mit ihm Dinosaurier geschnitzt, Kröten aus Kellerschächten evakuiert, im Herbst den Teich leergeschaufelt, hatte sich manchmal abends dazugelegt, wenn ich die Gutenachtgeschichte vorlas, hatte ihn mit Oma gehütet, wenn ich auf Recherche war. Sein Grossvater gehört für ihn zum inneren Ensemble, auf alle Zeit. Ich war es, die es fast nicht aushielt, als der Fünfzehnjährige dann doch am Bettrand sass und um Fassung rang.

Nachts wachten meine Mutter und ich im Wechsel. Er schien zu rennen, so schnell ging der Atem, man wünschte ihm, dass er

stehen blieb, sich ausruhte. Und fürchtete nichts mehr als das. An diesem letzten Morgen dann sah ich meine Schwestern schon auf das Haus zukommen, da hatte die Hospizleiterin gerade diesen Satz gesagt. Ich wollte die beiden schnell anrufen, damit sie sich beeilten – plötzlich diese seltsame Hektik, als würde ein Zug abfahren, da sah ich auf dem Display, dass meine Zahnarztpraxis anrief. Es war ein stinknormaler Donnerstag. Mein Vater setzte an zum letzten Sprint, er hechelte furchterregend, und urplötzlich war es still. Meine Mutter und ich hielten selbst den Atem an, starrten ihn an, und grad, als sich die Anspannung löste und wir zu weinen begannen, holte er noch einmal tief Luft. Noch nie hat er mich so erschreckt. Das könne sich ein paar Mal wiederholen, sagte die Hospizdame. Es waren Todesseufzer.

Seit er vorausgegangen ist, macht mir der eigene Tod weniger Angst. Nicht weil ich glaube, dass er irgendwo wartet, nein. Aber wie hat er immer gesagt? »Ich zeig dir, wie es geht, dann kannst du es das nächste Mal allein.«

Überhaupt rede ich oft mit ihm. Ich weiss fast immer, was er denkt. Wenn mein Sohn und ich etwas an die Wand bringen – ich mit dem Bohrer, er mit dem Staubsauger –, brauchen wir es nicht einmal auszusprechen. Der Frosch ist unverwundlich. An der Beerdigung sagte jemand, ich solle gar nicht darauf hoffen, dass der Schmerz verblasse, sondern ihn tragen wie einen Juwel. Das tue ich.

— Anja Jardine ist Reporterin bei der NZZ und Schriftstellerin.